

Reiterhosen und martialischen Stiefeln herumliefen und deren Frauen dem Mutterkult huldigen sollten. Bergen hat den geschlechtergeschichtlichen Ansatz mustergültig durchgeführt und zeigt detailliert, wie stark das Engagement auch von Frauen für ein »judenfreies« deutsches Christen- und Volkstum war.

Dieses gute Buch regt jedoch zu drei kritischen Bemerkungen an: Erstens untersucht Bergen nicht, welche Kreise in sozialgeschichtlicher Hinsicht anfällig für die Parolen der Deutsch-Christen waren. Hier hätten sich, heißt es pauschal, »Frauen und Männer, alte und junge Menschen, Pastoren, Lehrer, Zahnärzte, Bahnarbeiter, Hausfrauen, Bauern und sogar einige Katholiken« eingefunden (S. 7). Die Quellenlage mag ja schwierig sein, aber es reicht nicht, einfach das deutschchristliche und propagandistische Auto-Stereotyp zu bemühen. Zweitens behauptet Bergen, die Deutschen Christen hätten den Genozid »gebilligt«. Für Bergen waren die »ordinary men«, die nach Christopher Browning zu Massenmördern wurden, zugleich »ordinary Christians«, eine These mit enormer Sprengkraft. Leider liefert Bergen keinen Beleg für ein Wissen der deutsch-christlichen Kirche um Auschwitz, dafür aber durchaus erschreckende Beispiele für eine Affinität zum eliminatorischen Antisemitismus und für eine aktive Mittäterschaft, etwa durch das 1939 eingerichtete »Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses im deutschen kirchlichen Leben«. Vieles bleibt hier jedoch suggestiv: Während die Deutschen Christen das Alte Testament »entjudeten«, entstanden die Nürnberger Gesetze; während sie nicht-arische Christen ausschlossen, ermordete die SS die Juden (S. 26, S. 171). Drittens schließlich fehlt die Langzeitperspektive. Abgesehen von einem Hinweis auf den fanatisch antikatholischen »Evangelischen Bund« (gegründet 1887) werden Traditionslinien nicht transparent. Immer wieder (z. B. S. 228) heißt es, den Entjudungswahn, das Ideal einer mannhaften Kirche oder die Idee von der Amputation des Alten Testaments habe es schon in den 1920er Jahren gegeben. Tatsächlich aber war das alles längst im 19. Jahrhundert vorbereitet, das »judenfreie« Christentum, der Antidogmatismus und der Männlichkeitskult; so traten schon im Kulturkampf die romfeindlichen Altkatholiken gegen den frommen ultramontanen Kitsch für »Weiber« an. Die lohnende Frage des Vergleichs übrigens, ob der Altkatholizismus im »Dritten Reich« das katholische Pendant zu den Deutschen Christen bildete, wird nur in einem Satz gestreift (S. 107). Trotz dieser Einwände handelt es sich um eine analytisch vorzügliche, fesselnd geschriebene und grundsolide Studie, die mit einer bewegenden Schilderung der erbärmlichen Rechtfertigungsversuche der Deutschen Christen nach dem Zusammenbruch ihres Reiches ausklingt.

*Olaf Blaschke, Bielefeld*

---

Helmut Böhm, Von der Selbstverwaltung zum Führerprinzip. Die Universität München in den ersten Jahren des Dritten Reiches (1933–1936), Verlag Duncker & Humblot, Berlin 1995, 650 S., kart., 148 DM.

Die Universität München gehörte in den 1930er Jahren – nach Berlin und neben Leipzig – zu den größten und renommiertesten deutschen Hochschulen. Böhm's Studie ist der erste größere Beitrag zu ihrer Geschichte während der NS-Diktatur. Die Arbeit beruht auf umfangreichen Archivrecherchen. Nicht nur die Akten des Universitätsarchivs (einschließlich der Personalakten) und des Bayerischen Hauptstaatsarchivs München wurden von Böhm ausgewertet, sondern auch die Bestände des Bundesarchivs Koblenz, des Instituts für Zeitgeschichte, des Berliner Document Centers, die im Amtsgericht München lagernden Spruchkammerakten und die in Würzburg befindlichen Archivalien des NS-Studentenbundes. Zu den Schwerpunkten der Arbeit gehören die Veränderun-

gen des institutionellen Gefüges der Universität nach 1933, die ausführliche Darstellung der fakultätsinternen Entscheidungsprozesse, die Auswirkungen der Entlassungspolitik sowie die Berufungsverfahren, die zu einer erheblichen Umwandlung des Lehrkörpers führten. Im Zentrum der Arbeit stehen die »aus dem Zusammenstoß von autonom verwalteter Universität und totalem Führerstaat sich ergebenden Auseinandersetzungen« (S. 21). Die vielfältigen Tendenzen zur Anpassung und Selbst-Gleichschaltung innerhalb der Universität geraten demgegenüber eher in den Hintergrund.

Im Gegensatz zu anderen vergleichbaren Arbeiten behandelt Böhm nicht nur den Lehrkörper der Universität, sondern auch die Entwicklung der Studentenschaft. Dies ist auch deshalb sehr sinnvoll, weil München 1934 zum Schauplatz der größten Studentenrevolte wurde, die es während des »Dritten Reiches« gegeben hat. Obwohl die Akten der Münchener Studentenföhrung nicht mehr vorhanden sind, ist gerade dieser Abschnitt gut gelungen. Ergebnis der nationalsozialistischen Studentpolitik war nicht der »politische Soldat«, wie Böhm treffend resümiert, sondern der berechnende »Mitläufer« und »Drückeberger« (S. 353). Leider fehlt eine systematische Analyse der Zusammensetzung des Lehrkörpers und der Studentenschaft. Gerade in einer Arbeit über die Universität München wäre es aber wichtig gewesen, Angaben über die konfessionelle Struktur des Lehrkörpers und der Studierenden (Anteil der Katholiken) zu machen. Auch über die politische Einstellung der Hochschullehrer vor der »Machtergreifung« erfahren wir nur wenig, obwohl die Arbeiten von R. Hering und C. Jansen (über Hamburg und Heidelberg) gezeigt haben, daß es möglich ist, die parteipolitische Zusammensetzung des Lehrkörpers weitgehend zu rekonstruieren. In München, wie auch an anderen Universitäten, gab es keinen Protest gegen die nationalsozialistische Entlassungspolitik, wohl aber Unterstützung für die Betroffenen in Einzelfällen. Hier, wie auch an anderen Stellen, zeigt Böhm ein wohlwollendes Verständnis für das Verhalten der Universität: »Die Kollegen [...] spürten das Unrecht, das den Betroffenen [...] angetan wurde. Man versuchte zu helfen, wo Hilfe [...] nicht von vornherein aussichtslos schien« (S. 121). Dementsprechend wird der professorale Antisemitismus vor und nach 1933 eher heruntergespielt (S. 47).

Die Stärke von Böhms Arbeit liegt vor allem darin, daß er die interne Entwicklung der einzelnen Fakultäten ausführlich nachzeichnet. Dabei werden insbesondere die Bemühungen der Fakultäten, eine Teilautonomie zu bewahren, das wissenschaftliche Niveau zu sichern und das Eindringen von wissenschaftlich unqualifizierten Außenseitern zu verhindern, eingehend dargestellt. Mitunter waren diese Anstrengungen durchaus erfolgreich. Dennoch befanden sich unter den 35 Berufungen der Jahre 1933–1935 mindestens zehn, die ohne Beteiligung der Fakultäten oder sogar gegen den ausdrücklichen Willen der Fakultät einen Lehrstuhl erhielten. Gleichwohl blieb die Zahl der akademischen Außenseiter ohne wissenschaftliche Qualifikation, die allein aus politischen Gründen berufen wurden, nach Böhm relativ gering. Aufschlußreich ist der Nachweis, daß diese Außenseiter (wie Lothar Tiralä, Hans Alfred Grunsky oder Wolfgang Schultz) meist schon nach kurzer Zeit scheiterten. Ihre Vorlesungen wurden von den Studenten gemieden, wenn sie nicht (wie im Falle Tiralas) der allgemeinen Belustigung dienten. Während Schultz schon 1936 starb, mußten Tiralä und Grunsky ihre Lehrtätigkeit noch vor dem Zusammenbruch des Regimes aufgeben.

Die Versuche der Fakultäten (laut Böhm »das stärkste Bollwerk gegen den Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus«) ihre traditionellen Rechte zu wahren und das wissenschaftliche Niveau zu halten, interpretiert Böhm als »einen formal betrachtet systemimmanenten, aber durch die Dialektik der Zielsetzungen z. T. auch systemsprengenden [...] Kampf« (S. 425). Eine solche Interpretation, die nahe daran ist, die Fakultäten zu einer Art Widerstandsorganisation hochzustilisieren, scheint mir stark überzogen, zumal die Berufung nationalsozialistischer Wissenschaftler von den Fakultäten keineswegs grundsätzlich abgelehnt wurde. Immerhin haben der Münchener Rektor und

die Philosophische Fakultät sich 1935 sogar darum bemüht, dem führenden NS-Historiker Walter Frank in München einen neuen Lehrstuhl einzurichten. Böhm erwähnt dieses schon aus der älteren Literatur bekannte Faktum nur in einer Fußnote (S. 506).

Zu den interessantesten Teilen der Arbeit gehören die Abschnitte über die Münchener »Dozentenschaft«, eine Institution, die im März 1934 vom Bayerischen Kultusministerium als eine Art politische Aufsichtsinstanz geschaffen worden war. Personell war die Dozentenschaft weitgehend mit dem Ende 1934 gegründeten NS-Dozentenbund identisch. Wie Böhm's Untersuchung zeigt, hatte die Dozentenschaft an der Universität München ein ganz erhebliches Gewicht. Gegen das Votum der »Dozentenschaft« war vor allem in Personalfragen kaum eine Entscheidung durchzusetzen – auch deshalb, weil die Rektoren sich im Konfliktfall eher für die »Dozentenschaft« als für die Fakultät entschieden.

Die Frage, was die Münchener Universität während des »Dritten Reiches« von anderen deutschen Hochschulen unterschied, wird von Böhm nicht systematisch behandelt. Eine wichtige Besonderheit macht seine Darstellung jedoch deutlich: die starke Präsenz von Hochschullehrern, die nach 1933 auf nationaler Ebene hochschulpolitische Führungspositionen übernahmen – unter ihnen der führende Mann der Hochschulkommission der NSDAP, Franz Wirz, der Führer des NS-Dozentenbundes, Walter Schultze, und sein engster Mitarbeiter, der Pathologe Gustav Borger, aber auch der spätere Rektor Walther Wüst, seit 1937 Präsident der SS-Forschungsgemeinschaft »Ahnenerbe«. Dennoch meint Böhm, die Universität München sei keine »Hochburg« des Nationalsozialismus gewesen – eine Behauptung, die sich beim gegenwärtigen Forschungsstand indes weder verifizieren noch falsifizieren läßt. Trotz der angedeuteten Schwächen und Defizite ist Böhm's Arbeit insgesamt eine informative Studie, die möglichst bald durch einen Nachfolgebänd über die Jahre 1936–1945 ergänzt werden sollte.

*Michael Grüttner, Berlin*

Die Elite der Nation im Dritten Reich – Das Verhältnis von Akademien und ihrem wissenschaftlichem Umfeld zum Nationalsozialismus. Leopoldina-Symposium vom 9. bis 11. Juni 1994 in Schweinfurt. Wissenschaftliche Vorbereitung und Organisation: Eduard Seidler, Christoph J. Scriba, Wieland Berg, Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, Halle 1995, 288 S., brosch., 38 DM.

Während mittlerweile zahlreiche Studien über die Geschichte einzelner Hochschulen, Fakultäten, Institute oder wissenschaftlicher Disziplinen im nationalsozialistischen Deutschland vorliegen, wurde die Entwicklung der wissenschaftlichen Akademien zwischen 1933 und 1945 lange Zeit vernachlässigt. Ein von der »Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina« in Halle organisiertes Symposium hat sich 1994 erstmals in vergleichender Perspektive mit diesem Thema beschäftigt. Der Hauptteil des nunmehr vorliegenden Tagungsbandes enthält Fallstudien über die Akademien der Wissenschaften in Preußen (von Rolf Winau), Bayern (von Monika Stoermer), Heidelberg (von Udo Wennemuth) und Wien (von Franz Graf-Stuhlhofer). Unberücksichtigt bleiben die Akademien in Göttingen und Leipzig. Mit der Geschichte der Leopoldina befaßt sich ein ausführlicher Beitrag von Sybille Gerstengarbe, Heidrun Hallmann und Wieland Berg. Aufschlußreich für die zwiespältige Haltung vieler Wissenschaftler gegenüber dem Nationalsozialismus ist das von Michael und Joachim Kaasch verfaßte Porträt des langjährigen Präsidenten der Leopoldina, Emil Abderhalden. Conrad Grau legt darüber hinaus einen Beitrag über das 1893 gegründete »Kartell« der deutschsprachigen Akademien der Wissenschaften